

Was haben Sie sich eigentlich dabei gedacht?

Zum Beitrag „Förderung sozial benachteiligter Kinder“ – und: Warum dieser Forschungsbericht ein Fake sein musste

Im letzten Heft der *Zeitschrift für Heilpädagogik* (11/2016) ist folgender Artikel erschienen: Stephan Ellinger & Katja Koch. *Förderung sozial benachteiligter Kinder durch Förderung mathematischer Vorläuferfähigkeiten – Evaluation des Förderprogrammes „Kuno bleibt am Ball (KUBA)“*, Seite 513-525.

Hand auf's Herz: Was haben Sie sich gedacht, als Sie den Text lasen? Ist Sonderpädagogik auf einem guten Weg, wenn immer mehr standardisierte Programme, nunmehr auch zur Förderung von benachteiligten Kindern, entwickelt werden? Ganz ehrlich? Wir sind vom Gegenteil überzeugt. Und wir nehmen eigentlich auch an, dass Sie sich gewundert haben über einen Text, der Ihnen ernsthaft ein sog. evidenzbasiertes Förderprogramm für sozial benachteiligte Kinder "verkaufen" wollte. Denn: Eine standardisierte Förderung, die individuelle Folgen von sozialer Benachteiligung angeht, kann es gar nicht geben. Diese Idee ist in sich widersinnig. Unser Bericht über die Evaluation von KUBA war demzufolge von der ersten Zeile bis zur letzten Zahl frei erfunden. Es handelt sich um nichts anderes als um einen Fake.

Natürlich ist uns vollkommen bewusst, dass es zu den Kardinalsünden wissenschaftlichen Arbeitens gehört, Forschungsergebnisse frei zu erfinden. Warum also begeben sich zwei etablierte Hochschullehrer auf ein derart dünnes Eis? Der Grund ist ausschließlich ein wissenschaftlicher: Wir wollen etwas beweisen, ohne dabei bereits vorhandene beispielhafte Veröffentlichungen von geschätzten Kollegen zu kritisieren bzw. sie demontieren zu müssen. Deshalb unterzogen wir uns der Mühe, eine solche Veröffentlichung „nachzustellen“.

Dieser Aktion, es handelt sich gewissermaßen um ein Experiment, liegt folgende Annahme zugrunde: Wird ein Beitrag in der einschlägigen Logik einer Evidenzstudie erstellt, enthält er also die wichtigsten Ingredienzien empirischer Forschungsberichte, wird er mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit veröffentlicht und von der Mehrzahl der Leserschaft kritiklos hingenommen. Das Rezept für ein erfolgreiches Untersuchungsdesign ist dabei gemäß Evidenzparadigma (vgl. Koch & Ellinger 2016) denkbar einfach: Man nehme zentrale „qualitätstragende“ Schlag- und Signalwörter in ausreichender Menge, verwende reichlich einschlägige Messwertangaben in Abbildungen oder Tabellen und garniere das Ganze mit vielversprechenden Zitationen und internationalen Kooperationen. Selbst wenn der entstandene Artikel dann – wie der unsrige – inhaltlich das Prädikat "kompletter Unsinn" verdient, wird er anstandslos veröffentlicht und wohlwollend diskutiert werden, so unsere Vermutung. Wenn Sie ausführlich lesen wollen, welches unserer Meinung nach aktuell die Qualitätsmerkmale so genannter hochrangiger Forschungsberichte sind, lesen Sie bitte unsere Satire über das „Evidenzparadigma“ in der SONDERPÄDAGOGISCHEN FÖRDERUNG *heute* (Koch & Ellinger 2016). Dort haben wir in der Entfaltung des „Evidenzparadogmas“ die Rahmenannahmen zum „Forschungsbericht über Kuno“ quasi angekündigt.

Nun ist nicht weiter verwunderlich, wenn niemand bemerkt, dass statistische Kennwerte frei erfunden und Effektstärken nur ausgedacht sind. Solange die Zahlen plausibel sind, kann man das auch gar nicht bemerken. Offenkundig aber ist, und genau darum ging es uns, dass der vorgelegten Empirie eine schlüssige theoretische Grundannahme fehlt. Wir wollen auf die Tendenz hinweisen, dass immer häufiger nicht mehr die Plausibilität einer Theorie oder Logik eines Arguments, sondern einzig die Überzeugungskraft der dargestellten Daten, Zahlen und Forschungsmethoden über die Diskussionswürdigkeit eines Beitrages entscheidet. Wir sehen Anlass zur Sorge, dass durch die Dominanz „evidenzbasierter“ Ausrichtung innerhalb der Sonderpädagogik ernsthafte pädagogische Überlegungen zu drängenden Fragestellungen und offene Diskussionen bald gänzlich verdrängt werden. Über die Förderung sozial benachteiligter Kinder in inklusiven Settings müssen wir nachdenken – allerdings verbietet die Fragestellung den Rahmen standardisierter Förderprogramme! Zur Kritik am Evidenzparadigma finden sich ausführliche Beiträge u.a. in Ahrbeck et al (2016); Dederich & Felder (2016); Koch & Ellinger (2016).

Bevor wir im Folgenden unsere Thesen zur bedrohlichen Schräglage innerhalb der Sonderpädagogik entwickeln, ist nun endlich eine Entschuldigung angebracht. Wir haben die Struktur und Ressourcen einer angesehenen Zeitschrift missbraucht, um durch einen Fake-Artikel auf einen Missstand aufmerksam zu machen. Warum wir uns dabei für die Zeitschrift für Heilpädagogik (ZfH) entschieden haben, liegt auf der Hand und ist vielleicht auch tröstend: Die *ZfH* gehört zu den angesehenen Zeitschriften innerhalb der Sonderpädagogik, sie stellt ein wichtiges Sprachrohr der aktiven Forscher im Fach dar. Hier veröffentlichen Meinungsmacher, Wissenschaftler und Nachwuchswissenschaftler und hier lesen Praktiker, die einschätzen können, was sie brauchen und was nicht. Umso wichtiger war es uns, auf eben dieser Plattform darstellen zu können, dass sich fachfremde Bewertungskriterien und Qualitätsmerkmale in die Sonderpädagogik eingeschlichen haben. Wenn ein unsinniger Forschungsbericht hier abgedruckt und nicht sofort von allen scharf kritisiert wird, hat sich diese Fachkultur von ihrer verstehenden und geisteswissenschaftlichen Tradition wegbewegt.

Zum Verschwinden des Pädagogischen aus der sonderpädagogischen Forschung und Lehre – und: Warum dieser Forschungsbericht typisch ist

Kommen wir nun zu unseren Beobachtungen in der sonderpädagogischen Fachwelt und zum Versuch, diese an einem eigenen Beitrag zu exemplifizieren. Der gesamte „Forschungsbericht“ spricht für sich, auch wenn wir aus Platzgründen nur ausgewählte Textpassagen als Beispiele angeführt haben.

a) Pädagogische Fragestellungen werden genannt, aber nicht ernst genommen: Zu den Begründungszusammenhängen vieler Untersuchungen in pädagogischen Arbeitsfeldern gehören wie selbstverständlich auch pädagogische Problembeschreibungen. Diese finden sich häufig treffend dargestellt, werden dann aber weder in der Entscheidung für ein angemessenes Forschungsdesign, noch in der abschließenden Diskussion wirklich ernst genommen, sondern mit Worthülsen und Standardformulierungen „erledigt“, um dann zur „gewichtigeren“ Empirie überzugehen. Viele relevante und mitunter drängende pädagogische Fragen werden auch gar nicht erst gestellt, weil es womöglich nur sehr begrenzte empirische Möglichkeiten gibt, sie zu beantworten. In der Problemstellung unseres Artikels wird ausgeführt, dass sozial benachteiligte Kinder vorrangig pädagogische Hilfen benötigen (Seite 514). Obwohl zu Beginn der

Problemstellung und im weiteren Text an verschiedenen Stellen sehr deutlich auf diesen Sachverhalt hingewiesen wird, erfolgt die Darstellung und Auswertung des angeblichen Förderprogramms lehrbuchmäßig in beeindruckender Verachtung des behaupteten Anliegens, ein Förderprogramm für diese Zielgruppe zu entwickeln – und auch in Verachtung der in Erinnerung gebrachten Überzeugung, dass Schule und Unterricht „Beziehungsräume und nicht Lernfabriken“ sind (ebenso Seite 514 oben). Auch in der abschließenden Diskussion wird ausschließlich auf die Wirksamkeit im Blick auf mathematische Kompetenzen verwiesen. Dass bei der eigentlichen Stichprobe der Untersuchung nicht ein einziges Merkmal sozialer Benachteiligung erfasst wurde, sei hier nur noch am Rande erwähnt. Das ganze Vorgehen jedenfalls ignoriert das angeblich pädagogische Anliegen nicht nur, sondern es wird regelrecht konterkariert. Der Verlauf und die Schlussfolgerungen des Artikels müssten für pädagogisch denkende Sonderpädagogen wie ein Hohn wirken, vergleichen Sie einmal den Absatz unmittelbar nach dem englischen Zitat auf Seite 523. Dieser produzierte Unsinn fällt nicht auf, weil offensichtlich andere Signale für „Wissenschaftlichkeit“ und Qualität auf fruchtbaren Boden gefallen sind.

b) Schlüsselbegriffe und -namen dienen als Ausweis: Die formelhafte Erwähnung wichtiger Begriffe, politischer Entscheidungen, namhafter Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler oder zurzeit diskutierter Veröffentlichungen (es eignen sich aktuell z.B. PISA, Inklusion oder Hattie-Studie, ebenso „Kompetenz“ oder „Vorläuferfähigkeiten“ usw.) machen deutlich, dass der Autor / die Autorin up-to-date ist. Die erwähnte Person oder der dargestellte Sachverhalt müssen nicht direkt etwas mit der bearbeiteten Fragestellung zu tun haben. Im KUBA-Artikel werden neben den prominenten Themen auch wichtige Förderprogramme aufgezählt und namhafte Forscherinnen und Forscher erwähnt. Sämtliche Informationen sind in diesem Abschnitt inhaltlich unbedeutend, da sie das zu Beginn der Problemdarstellung behauptete pädagogische Interesse eigentlich nicht originär berühren.

c) Literaturzitate und -belege stammen möglichst aus internationalen Bezügen: Unter dem Postulat der „Internationalisierung“ müssen Literaturbelege zunehmend aus aller Welt stammen. Internationale Quellen scheinen Fragestellung und Argumentation zu legitimieren, selbst wenn sie unsinnig sind. Auch in unserem Beitrag ist bereits das erste englischsprachige Zitat (Seite 514) offen gestanden ziemlich behämmert: Fritz , Ehlert & Balzer (2013) sind deutsche Autor(inn)en, die ihre Forschungsergebnisse vielfach in deutscher Sprache und in aussagekräftigeren Texten veröffentlicht haben, als sie das in einer Fremdsprache in einem südafrikanischen Journal konnten. Dennoch macht ein englischsprachiges Zitat natürlich "mehr her". Weiter unten wird als Beleg u.a. „Smith et al. 2001“ erwähnt. Diese Quelle gibt es nicht, die Zeitschrift existiert aber. Ein Phänomen, das zunehmend häufig begegnet: Zentrale Annahmen werden durch viele unterschiedliche – aber z.T. gar nicht auffindbare – Literaturbelege gestützt. Zudem werden Belege häufig auch über zahlreiche Veröffentlichungen hinweg falsch wiedergegeben: Exemplarisch hierfür das Standard-Zitat auf Seite 517 für das beinahe obligatorisch „*Resnick, 1989, S. 114*“ angegeben wird. Ganz offenbar schreibt hier seit Jahren ein Autor vom nächsten ab und es fällt inzwischen niemandem mehr auf, dass der angegebene Passus eigentlich aus *Resnick, L.B. (1983). A developmental theory of number understanding. In H.P. Ginsburg (Ed.), The development of mathematical thinking (Ch. 3) (S. 114) New York: Academic Press* stammt. Englischsprachige Texte laden sprachkundige Autoren auch immer wieder zu Monty Python-ähnlichen Debatten á la „Volksfront von Judäa vs. Jüdische Volksfront“ ein. Ein Beispiel dazu findet sich auf Seite 517, wenn es um die

verschiedenen Übersetzungsmöglichkeiten des Terminus „part-whole relationship“ geht. Zudem müssen wichtige englischsprachige Gremien zitiert werden, selbst wenn sie Banalitäten von sich geben: National Research Council (NCTM), 2013 (vgl. Seite 523).

d) Internationale Vernetzung und internationale Begrifflichkeiten bürgen für Qualität: Bei hochrangigen Aufsätzen werden gerne internationale Kooperationspartner genannt und betont – auch wenn sie in deren eigenem Land eher zu den NO-NAMES gehören. Einfachste Sachverhalte und banale – oder sogar unsinnige – Förderinstrumente erfahren in deutschsprachigen Aufsätzen wesentliche Aufwertung, wenn sie durch englische Begriffe wiedergegeben werden. So haben eher schlichte oder sogar unsinnige Erkenntnisse und Förderverfahren vielleicht deshalb in die deutschsprachige Sonderpädagogik Einzug gehalten, weil sie schlicht mit englischen Bezeichnungen eingeführt wurden (vgl. z.B. Tootling). Der Druck, internationale Vernetzung nachweisen zu müssen, um als ernstzunehmender Wissenschaftler zu gelten, wird in vielen ambitionierten Forschungsberichten augenscheinlich. Auch hier haben sich inzwischen Standards etabliert, wenn bspw. scheinbar qualitätssichernde Bezugspunkte zur internationalen Diskussion markiert werden, die letztlich nichts als eine inhaltslose Blase darstellen. In unserem Text findet sich ein Beispiel auf Seite 516: „Aufgrund der gemeinsamen Bezugspunkte in der kognitiven Psychologie des angloamerikanischen Sprachraums weisen die Modelle viele Gemeinsamkeiten auf“. Der Nachweis internationaler Vernetzung wird beinahe obligatorisch auch durch sog. "internationale Kooperationsprojekte" geführt. Wir haben in unserem Text angegeben, dass die gemeinsame Entwicklung des Programms mit einer Universität in Armenien stattgefunden hätte (Einleitung).

In der Logik der Reparatur und vor dem Hintergrund der Entwicklungsmodelle besitzt es eine gewisse Plausibilität, Matheschwierigkeiten unter unterschiedlichen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen auf die gleiche Weise anzugehen. Mit vergleichsweise wenig klarem Menschenverstand lässt sich allerdings feststellen, dass sich soziale Benachteiligungen im hochentwickelten Industriestaat Deutschland von solchen in einem Transformationsland wie Armenien definitorisch deutlich unterscheiden dürften.

Die fadenscheinige Begründung für die Qualität des Projekts durch eine Kooperation mit Armenien schreit zum Himmel (!), geht aber im Jubel der Glorie verloren, über den halben Globus vernetzt zu sein.

e) Drittmittel gelten als Qualitätsmerkmal: Es herrscht eine stille Übereinkunft, dass ein Forschungsprojekt, das reichlich Drittmittel akquirieren konnte, wesentlichere Aspekte bearbeitet, als nicht drittmittelfinanzierte Forschungsergebnisse. Die Logik dahinter ist eine naive: Nur was gut ist, wird bezahlt und was nicht bezahlt wird, ist nicht gut. Aus diesem Grund müssen die Geldgeber und, jedenfalls wenn imposant, der Umfang der Drittmittel im Aufsatz Erwähnung finden. Nota bene: Es geht dabei um Drittmittel in einem Fach, das zur Bearbeitung seiner traditionellen Fragestellungen kaum Drittmittel braucht. Jede Wette – der Hinweis auf die Drittmittelfinanzierung aus dem Europäischen Sozialfond (Seite 513) hat u.a. dazu beigetragen, dass der vorliegende Artikel im Peer-review-Verfahren an- und von den Leserinnen und Lesern wohlwollend aufgenommen wurde!

f) Empirische Forschung wird als "bessere" Forschung angesehen, Wissen über statistische Verfahren wird zum Herrschaftswissen: Von Forschungsprojekten ist zunehmend nur noch dann die Rede, wenn gerechnet – oder wenigstens interviewt – wird. Der Aufbau eines Aufsatzes erfolgt normiert: Zunächst werden empirische Befunde zitiert, danach wird ein *klassisch*-quantitatives Design dokumentiert und wenn möglich noch

einmal auf die Evidenzstufen einer guten Untersuchung hingewiesen (Tabelle 1, Seite 515). Chic ist darüber hinaus das Einflechten spezieller Rechenmethoden, die spannend und kompliziert klingen. Beliebte sind hochkomplexe statistische Verfahren, deren Kennwerte inkl. derer Interpretation – so möchten wir behaupten – die Mehrheit der Leserschaft kaum folgen kann. Und noch weniger können diejenigen folgen, die weniger in Wissenschaft, als in praktischen Handlungsfeldern tätig sind. Die Latte wird dabei immer höher angelegt. Während man vor einigen Jahren noch mit einfachen Mittelwertvergleichen „punkten“ konnte, geht es heute um komplexe multivariate Verfahren wie Mehrebenenanalysen, Pfadanalysen o.ä. Dabei spielt immer weniger eine Rolle, ob der Einsatz dieser Verfahren überhaupt notwendig ist, ob man nicht auf einfacheren statistischen Wegen zum gleichen Ziel hätte kommen können. Nicht selten werden sogar in langen und schwerlesbaren Narrationen Verfahrenswege vorgestellt, um am Ende schließlich in einem Nebensatz festzustellen, dass die Voraussetzungen der komplexen Verfahren eher nicht erfüllt sind und daher dann doch nur die (weit weniger komplex erhobenen) t-Test-Werte berichtet werden sollen. Vieles verstehen die Leser möglicherweise nicht, aber in jedem Falle wird ihnen klar: Die Autor(inn)en beherrschen das Statistik-Geschäft. Und Autor(inn)en haben de facto auch gar kein Interesse, dass Leser Ergebnisergebnisgewinnung und Interpretation nachvollziehen können – denn statistisches Wissen soll, im Run auf Forschungsgelder, Herrschaftswissen bleiben. Der Aufbau unseres Artikels ist konsequent am Common Sense des klassischen Aufbaus einer Standard-Untersuchung orientiert. Dazu gehört die lange Narration einschlägiger Modelle zur Zahlbegriffsentwicklung (Seite 515f.) und dazu gehören unnötig aufgeblasene Statistikberichte wie beispielsweise auf Seite 521: „Die kurzfristigen Effekte werden mit einer univariaten ANOVA mit Messwiederholung geprüft (within-subject-Factor: Messzeitpunkt; between-subject-Factor: Gruppenzuordnung)“. Der völlig unrealistische Ablauf des Trainings (198 Kinder x 30 Minuten 2 mal / Woche – Welches universitäre Forschungsprojekt kann das bitte leisten?) – Seite 519 – ist, unter Standardformeln getarnt, unentdeckt geblieben.

g) Ziel der evaluierten Förderung ist eine Art Reparatur der Probanden: Unhinterfragtes Ziel der Förderung ist häufig die Normalisierung bzw. Funktionsherstellung nach psychologischer oder lerntherapeutischer Regel und nicht etwa eine Entwicklungsförderung oder die Erziehung der betroffenen Kinder und Jugendlichen zur selbständigen Lebensführung und Mündigkeit. Ziel und im Grunde schockierende Schlussfolgerung des von uns erfundenen Forschungsprojektes ist, „dass eine Förderung mit *Kuno bleibt am Ball* die Entwicklung mathematischer Vorläuferkompetenzen bei Kindern aus Risikofamilien wirksam unterstützen konnte“ (Seite 522). Die Ergebnisse, so wird behauptet, liefern eine „deutliche Evidenz“ für das Förderprogramm KUBA und verweisen auf die Wirksamkeit von Maßnahmen, die sich explizit an theoretischen Modellen der Kompetenzentwicklung orientieren. Von den konkreten Problemen sozial benachteiligter Kinder und der Bereitstellung der geforderten Fördermaßnahmen bzw. geeigneten Entwicklungshilfen ist keine Rede mehr. Obwohl einleitend vorgegeben wird, nach Hilfen speziell für diese Zielgruppe zu suchen, wird kein Wort mehr darüber verloren. Ein entsprechender Aufsatz in der Schule trüge vermutlich – zu Recht – neben der ungenügenden Note die Bemerkung „Thema verfehlt“.

Bundesweit verlief die Schwerpunktverschiebung sonderpädagogischer Forschung nahezu lautlos. Sie folgt konsequent einer klaren und nachvollziehbaren Logik, die allerdings geeignet ist, pädagogische Fragestellungen auf dem Altar vorbildlicher (quantitativ-empirischer) Standarddesigns zu opfern. Damit verliert die

Sonderpädagogik ihre eigentliche Aufgabe aus dem Blick und wird mittelfristig auch die ihr drohende Legitimationsfrage nicht erfolgreich beantworten können.

Literaturverzeichnis

Ahrbeck, B.; Ellinger, S.; Hechler, O.; Koch, K. & Schad, G. (2016): Evidenzbasierte Pädagogik.

Sonderpädagogische Einwände. Stuttgart.

Dederich, M. & Felder, F. (2016): Funktionen von Theorie in der Heil- und Sonderpädagogik. In:

Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete 85, 196-209.

Koch, K. & Ellinger, S. (2016): Qualitätsmerkmale hochrangiger Publikationen in der Sonderpädagogik: Zur Effektivität des Evidenzparadogmas – Eine Satire. In: Sonderpädagogische Förderung heute 61, 312-320.